

Inhalt

Prolog	9
I Der orchestrierte Ausnahmezustand	19
Mutter und Sohn 19 – Der erste Regen 30 – Die mächtigste Frau von Moria 33 – Eisenhüttenstadt 36 – Eine Liebesgeschichte 41 – Vorläufige Freiheit 45	
II Das lange Jahr	49
Proteste 49 – Spritze im Krankenhaus 58 – Außer Kontrolle 65 – Isolation 72 – Abbas 78 – Die letzte Tankstelle 84 – Das Feuer 96	
III Die neue Sicherheit	107
Die Räumung 107 – Chronisten ihrer eigenen Geschichte 113 – Schlimmer als das Meer 121 – Die Brandstifter 128 – Fabiola und Khaled 136 – Grenztechnik, Geld und Yasmin 139 – Der Anwalt 143 – Polen und Belarus 149 – Geschlossen-Geöffnet 155 – Inselpsychiatrie 160	
IV Das Echo der Insel	167
Bhasan Char 167 – Zurück auf der Insel 174 – Jedes Kuvert ein Leben 176 – Nüsse und Öl 183 – Krieg in der Ukraine 186 – Petras Großmutter 193 – Gräber 197	
Epilog	209
Dank	218
Textnachweise	219

Prolog

Den runden Holztisch in der Küche wollte ich am ersten Tag loswerden. Ein Bein war zu kurz und rutschte immer wieder von dem notdürftig daruntergeklemmten Zettel, der anschließend wie ein gepfählter Staubfänger unter den Kühschrank schoss. Nach jedem Frühstück verfrachten sich die Brotkrümel in den tiefen Rillen auf der Oberfläche, so präzise und unangenehm wie auf dem Klettverschluss einer Sofaritze. Trotz hartnäckiger Putzversuche blieb er aus unerfindlichen Gründen stets klebrig, sodass jeder, der Arme und Ellenbogen auf ihm aufstützte, ein paar Unterarmhärchen opferte.

«Macht es Ihnen was aus, wenn ich ein paar Interessierten am Nachmittag die Wohnung zeige?», fragte mich die Vermieterin nach der ersten Woche. Ich nahm meine Notizen und mein Handtuch und ging durch den Pinienwald hinunter zur Küste. Erst zum zweiten Mal war ich für eine etwas längere Recherche auf die Insel gekommen. Ein Vormittag voller Gespräche und Begegnungen lag hinter mir. Drei Tage später war mein Notizbuch gefüllt und die kleine Wohnung weiterhin unvermietet. Nachdem auch das vierte Paar nach der Besichtigung abgesagt hatte, blieb ich am Küchentisch sitzen. Einen Monat später gab ich in München zwei Umzugskisten auf. Ihr Ziel: die Hafenstadt Mytilini auf Lesbos.

Anfangs hatte ich noch gedacht, es würde sich nicht lohnen, für die kurze Zeit einen neuen Tisch anzuschaffen. Einen Winter würde er schon noch durchhalten. Er hielt fünf weitere Winter lang. Heute klebt der alte Holztisch noch immer an jedem Ellbogen fest. Und die kleine Wohnung, die ich im Spätsommer 2018 für zwei Wochen auf der Insel gemietet hatte, ist zu meinem temporären Zuhause geworden. Doch anders als Tausende Menschen, die in den letzten Jahren über das Meer auf die Insel flohen, hatte ich meine Heimat dafür nicht verlassen müssen. Ich hatte wählen können – und mich entschieden, auf der Insel zu bleiben.

Es war eine Zeit, in der die internationalen Medien von den ankommenden Menschen kaum noch Notiz nahmen. Moria war zu einem Baustein der europäischen Abschreckungsarchitektur geworden. Die EU-Türkei-Erklärung vom März 2016 hatte Lesbos zu einer Pufferzone vor Europa werden lassen, in der Menschen fortan festgehalten wurden, bis ihre Asylanträge wieder in den Schleifen der Bürokratie auftauchten. Das konnte Jahre dauern.

Die eigens auferlegte Rechtsstaatlichkeit und die völkerrechtliche Idee der Schutzverantwortung wurden in Moria auf die brutalste Weise ausgehebelt. Der humanitäre Ausnahmezustand, der nach 2015 zunehmend zu einer orchestrierten Unterkunftskrise wurde, diente immer mehr dazu, möglichst viele Menschen von der Flucht nach Europa abzuschrecken.

*

Das erste Mal kam ich im Herbst 2017 auf die Insel, um meine Freundin Armita zu besuchen. Sie hatte ihren Job in einem fensterlosen Büro in London hingeschmissen und war aus unserer WG ausgezogen, um in Moria als Übersetzerin und Sozialarbeiterin zu arbeiten. Im Camp lebten damals etwa 6000 Menschen auf einem ehemaligen Militärgelände, das 2013 als Abschiebegefängnis und ein Jahr später als Erstaufnahmezentrum für Flüchtlinge fungierte.

Ursprünglich war Moria als Registrierungslager für 2800 Menschen ausgelegt gewesen. Die Geflüchteten sollten hier nur gemeldet und nach spätestens 30 Tagen weitergeschickt werden: in Richtung Athen oder Thessaloniki, um von dort über den Balkan nach Deutschland, Frankreich oder Schweden weiterzureisen. Nach dem Inkrafttreten der EU-Türkei-Erklärung im März 2016 nahm die Zahl der ankommenden Menschen zwar schlagartig ab, doch alle Geflüchteten, die fortan auf Lesbos ankamen und in Griechenland einen Asylantrag stellten, mussten ihr komplettes Verfahren erstmal in Moria durchlaufen, bevor sie die Insel wieder verlassen durften. Die Erklärung sah unter anderem vor, dass jede Person, deren Asylantrag als unzulässig gewertet wurde, auf Kosten der EU in die Türkei zurückgebracht wurde. Anträge über Anträge stapelten sich daraufhin auf den Schreibtischen der überlasteten griechischen Behörden; die Unterstützung des *Europäischen Unter-*

stützungsbüros für Asylfragen (EASO) half da kaum weiter. Bereits im Mai 2016 waren die Hotspot-Lager in Lesbos, Chios und Samos überfüllt. Auf Lesbos etwa saßen die Menschen in den Olivenbaumfeldern rings um Moria buchstäblich in Sommerzelten fest. Niemand hatte die nötige Infrastruktur auf den Inseln geschaffen, damit sie unter würdevollen Bedingungen auf ihren Asylantrag warten konnten.

Da die Zahl der ankommenden Menschen auf den Inseln stark zurückging, kehrten Brüssel, Berlin und die anderen europäischen Regierungen dem Lager in Moria den Rücken zu. Binnen weniger Wochen wurde Moria zum größten Fluchtlager Europas – und damit zu einem Ort, der Tausende Menschen auf der Flucht einer erneuten Traumatisierung aussetzte. Daran konnten in den Folgejahren weder die Zeug:innenberichte der Menschen vor Ort, noch die Mahnungen des Anti-Folter-Komitees des Europarats, der Besuch von Angelina Jolie, unzählige Presseberichte oder eine Rede des Papstes etwas ändern.

Armita hatte mir die Lage vor Ort bereits an einem Januarmorgen 2017, noch lange vor meinem ersten Besuch ein paar Monate später im Herbst, in einem Videotelefonat beispielhaft illustriert. Sie versuchte gerade, einen Jungen aus Afghanistan zu finden, dem sie bei der Vorbereitung für sein Asylinterview unterstützen sollte. «Es ist ja nicht so, dass es hier eine Klingel an den Zelten gibt», sagte sie. «Wenn es überhaupt noch Zelte gibt.»

Durch ihre Kamera waren Dutzende Partywurfzelte zu sehen, die seitlich von Menschenarmen und -beinen ausgebeult und entlang einer kleinen Betonstraße aufgereiht waren. In den umliegenden Olivenbaumfeldern ragten einige Zeltstangen kreuz und quer in die Landschaft, dazwischen lag ein eingebrochenes Zelttuch, das der Schnee unter sich begraben hatte. Einige Bewohner:innen waren unter den Vorstand des Camp-Eingangs gezogen, um hier mit nassen Schuhen und Decken die Nacht zu verbringen. Es schneite nicht oft auf der Insel, doch im Winter liefen die Zelte bei jedem Regenschauer wie Spülwannen voll. Auch gegen die Kälte hatte das Camp-Management drei Winter in Folge nichts unternommen. Mit fatalen Folgen: Erst eine Woche vor unserem Telefonat waren drei Männer an drei unterschiedlichen Tagen in ihren Zelten nicht mehr aufgewacht. Die griechischen Behörden gingen davon aus, dass sie an einer Kohlenstoffmonoxid-Vergiftung gestorben waren, nachdem sie versucht hatten, ihre Klamotten im Zelt

mit Feuerkohle zu trocknen. Für ihren Tod wurde auch zehn Monate später niemand zur Rechenschaft gezogen, ihre Todesursache wurde nie ganz aufgeklärt.

«Wie kann das sein?», fragte Armita. «In jeder anderen europäischen Stadt bringt man Menschen bei einem Sturm innerhalb von einer Stunde in einer warmen Turnhalle unter. Hier schafft es die EU seit drei Wintern nicht.»

*

Als ich mir ein halbes Jahr später selbst ein Bild von der Lage vor Ort machen wollte, klopfte mir Armita nach meiner Ankunft auf der kurzen Taxifahrt vom Flughafen aufgeregt aufs Knie. Endlich saßen wir wieder jenseits des Telefon-Displays nebeneinander, und wir hatten uns viel zu erzählen. Noch vom dunklen Flugzeugfenster aus hatte ich die feinen Umrisse der Insel erkannt, die wie ein grünes Platanenblatt aussah und sich mit runden Fingern ins Meer zu krallen schien. Der Flughafen war einer der schönsten, die ich seit langem gesehen hatte. Er war sehr ruhig und lag direkt an der Küste; neben einer kleinen, weißen Kapelle beugten sich die Trauerweiden ins Wasser.

Nach nur wenigen Minuten im Taxi tauchte vor der Ampel ein Hunderudel neben unseren Autofenstern auf. Bei jeder neuen Anfahrt versuchten sie, in die Autoreifen zu beißen. Armita klopfte ans Fenster. «Das machen sie normalerweise nicht», sagte sie entschuldigend, als hätte sie die Kontrolle über ihre eigenen Haustiere verloren. Wir stemmten uns etwas angespannt in die Sitze, weil wir jederzeit damit rechneten, gleich Zeuginnen eines oder mehrerer eingequetschter Hundebaine unter dem Auto zu werden. Neben unserem Taxi zwängten sich zwei Motorräder durch den Verkehr, dann bog auch noch ein Bus auf unsere Spur ab. Die Ruhe des Anflugs war verflogen.

An einer Ampel am Sappho-Platz, dem Hauptplatz von Mytilini, drehten die Hunde endlich ab, weil sie von einem anderen Rudel abgelenkt wurden, und Armita und ich ließen uns erleichtert auf die Rückbank sinken. «Willkommen», sagte sie. Doch auch in den folgenden Tagen, als ich zusammen mit Vincent Haiges, einem befreundeten Fotografen, zu Recherchezwecken mit dem Bus zum Lager fuhr oder auf dem Rücksitz eines Mopeds saß, hörte ich immer wieder ein leises Bellen

und schaute auf die Straße hinunter. Ein Reflex, dem ich noch Jahre später auf der Insel nachgab. Das Bellen verschwand niemals ganz, auch wenn die Hunde schon lange nicht mehr zu sehen waren.

Nachdem wir meine Tasche in Armitas Wohnung gebracht hatten, machten wir uns auf den Weg zu einer kleinen Bar jenseits der Hafenspromenade, um in Ruhe miteinander zu sprechen. Als wir in eine Seitenstraße einbogen, die zum Hauptplatz führte, sahen wir schon von weitem etwa ein Dutzend Schlafsäcke neben einer Bushaltestelle liegen. «Ich wusste nicht, dass sie schon hier sind», sagte Armita leise. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie sie sich unauffällig den Lippenstift an ihrem Schal abwischte. Auf dem Platz erhob sich eine Frau von ihrer rosa Isomatte, streckte ihre Knie durch und schüttelte eine Stoffdecke aus. Neben ihr flatterte ein Leinentuch im Wind, das an einen Holzrahmen getackert war. «Öffnet die Inseln», stand darauf.

Hinter den Frauen am Hafenplatz stolperten vier Mädchen in Cocktailkleidern aus der «Monkey Bar». An eine Hauswand gelehnt, zogen zwei von ihnen die Strumpfhosen hoch und ihren Lippenstift nach. Eine der Freundinnen zündete die Kerzen auf einer Geburtstagstorte an und begann zu singen. Als das Geburtstagskind lachend aus der Bar wankte, stimmten alle übrigen Gäste in einen Happy-Birthday-Chor ein, der das Knattern der Mopeds übertönte. Armita hatte sich mittlerweile in leisem Flüsterton sprechend neben die auf dem Boden sitzenden afghanischen Frauen gekniet. Einige hatten sich Alufolie um die Füße gewickelt, andere gruben ihren Kopf bei jedem Windstoß so tief in den Schlafsack, als ob sie darin das Tor zu einer anderen Welt finden wollten. Eine der Frauen gähnte und erzitterte anschließend am ganzen Oberkörper. Sie streute sich ein paar Erdnüsse in ihre Hand. Es sollten die letzten für eine Weile sein. Morgen früh wollte sie gemeinsam mit den anderen Frauen in den Hungerstreik treten, um gegen die Zustände im Lager Moria zu demonstrieren und ihre Freilassung auf das Festland zu fordern. «Aber doch nicht bei dem Wind», sagte Armita. Dann korrigierte sie sich. Eigentlich sei es egal, sagte sie, ob die Frauen nun auf dem Hafenplatz im Freien oder im Lager schliefen. Schutzlos sei man an beiden Orten.

Ein paar Tage später lief ich auf dem Weg nach Moria an einem Jungen vorbei, der sich gegen den Lenker seines Fahrrads stemmte. Auf dem Gepäckträger balancierte er zwei dicke Holzbalken. Sie waren so lang wie eine Hausfassade. Seine Fersen rutschten mit jedem Schritt aus den Plastiksandalen. Kurz vor dem Eingang des Lagers brach einer der Balken herunter. Der Junge schob seine dünne Nylonmütze über den Haarschopf und wuchtete das Holz zurück auf den Gepäckträger.

Er musste sich beeilen – in einer Stunde ging die Sonne unter, dann würde der Wind über die Küste rollen und die Kälte mit sich bringen. Ab fünf Uhr nachmittags trieben in Moria kleine Feuerfunken in die Höhe. Die unbeleuchteten Feuerstellen verwandelten die Zeltwände in mannsgroße Schattentheater. Die Feuer waren die wichtigste und oft einzige Wärmequelle für die Menschen im inoffiziellen Teil des Lagers, der sich rund um das Kernlager in die Olivenbaumfelder ausgebreitet hatte. An den Abhängen im Campinneren, das Journalist:innen offiziell nicht betreten durften, reihten sich die Container so eng aneinander wie Würfelzucker in einer Plastikdose, in den engen Zwischenräumen quetschten sich sechsköpfige Familien in Zweimannzelte, andere schliefen auf plattgedrückten Pappbechern auf dem Boden.

Moria war zu diesem Zeitpunkt längst zu einem medialen Ausstellungsraum für die europäische Asyl- und Migrationspolitik geworden. Zu einer Bühne von Rechtsverletzungen, die durchaus fotografiert, ausgestellt und beschrieben werden sollten, damit die Abschreckungsmechanik des Lagers – das gleichzeitig wie eine Insel auf der Insel funktionierte – auch wirklich griff. Die Menschen, die an diesen Schauplätzen lebten, wurden damit unfreiwillig zu Protagonist:innen dieses Spektakels. «Erst werden wir ausgestellt», sagte meine Freundin Fenet Wake, «und wenn das nicht funktioniert, zu Geistern gemacht.» Fenet, die später zu einer meiner engsten Freundinnen auf der Insel wurde, war 2016 hier angekommen und sollte die Genealogie vom Lager als Hotspot bis zur Planung der neuen Hochsicherheitslager auf den Inseln miterleben. Ihre Worte wurden für mich, als Schreibende, zu einer steten Mahnung. Genauso wie die des französisch-karibischen Autors und Politikers Aimé Césaire, der in seinem 1939 veröffentlichten *Notebook of a Return to the Native Land* schrieb:

«Sowohl mein Körper wie auch besonders meine Seele sollen sich verwahren, die sterile Haltung des mit verschränkten Armen dastehenden Betrachters einzunehmen, denn das Leben ist kein Theaterstück

und ein Meer des Leids ist kein Bühnenbild, und ein Mann, der schreit, kein tanzender Bär.» («Beware, my body and my soul, beware above all of crossing your arms and assuming the sterile attitude of the spectator, for life is not a spectacle, a sea of griefs is not a proscenium, and a man who wails is not a dancing bear.»)

Lesvos, das an der engsten Stelle nur sechs Seemeilen von der türkischen Küste entfernt liegt, war schon früher ein Knotenpunkt der Flucht. Viele Inselbewohner:innen waren selbst im dritten Jahr des griechisch-türkischen Krieges 1922 auf Holzbooten auf die dicht bewachsene Olivenbauminsel geflohen, als Smyrna, das heutige Izmir, im September abbrannte. Tausende vertriebene Griech:innen, die zuvor in der Türkei gelebt hatten, kamen damals in Griechenland an. Manche sollen die wenigen Seemeilen bis zum Norden der Insel sogar geschwommen sein, erzählt man sich noch heute. Im Jahr darauf wurden es durch den erzwungen Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und der Türkei, bis zu 1,5 Millionen Menschen. Der Sommer von 2015, in dem Zehntausende Menschen vornehmlich aus Syrien, Afghanistan und Irak über die Insel nach Europa flohen, markierte also keineswegs den Beginn der Fluchtgeschichte der Insel. Die Insel wurde vielmehr erneut zum Spiegelbild für die Folgen von Flucht und Vertreibung, diesmal vor allem für das Ringen um ein faires Recht auf Asyl und für den Umgang der Europäischen Union mit Flüchtenden.

Schon in den Jahren zuvor waren übrigens immer wieder Flüchtende auf der Insel angekommen. Vor der Errichtung des Fluchtlagers Moria im Jahr 2014 existierte das Lager Pagani am Rande von Mytilini. Eigentlich für 300 Menschen ausgelegt, wurden dort mehr als dreimal so viele flüchtende Menschen monatelang interniert. Nach andauernden Protesten der Lagerbewohner:innen und Kampagnen der internationalen Solidaritätsgemeinde wurde es schließlich geschlossen; der damalige griechische Vizeminister für öffentliche Sicherheit hatte das Lager kurz vor seiner Schließung noch als «Dantes Inferno» bezeichnet. Es sollte nicht das letzte Inferno auf der Insel bleiben.

*

Knapp 100 Jahre nach der großen Fluchtbewegung von der Türkei nach Griechenland und zwei Jahre nach dem langen Sommer der Migration

saßen wir, in Nylondecken gewickelt, in Armitas Küche. Eine befreundete Anwältin klopfte an der Tür und hinterließ mit ihrem Schirm eine kleine Pfütze am Eingang. «Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass die Leute bei dem Wetter immer noch auf dem Hafensplatz sind», sagte sie. Tatsächlich war eine Woche seit Beginn des Hungerstreiks der afghanischen Frauen vergangen. Bis vor einer halben Stunde habe sie noch mit den Wächtern des Abschiebegefängnisses verhandelt, sagte sie. Die Treppenstufen hatten sie außer Atem gebracht. Sie erzählte von einem Jungen, der sich in seiner Zelle erhängen wollte, nachdem ihm monatelang niemand eine Auskunft gegeben hatte, was mit ihm passieren sollte. Ein Zustand der zermürbenden Ungewissheit, den sie von vielen Menschen kannte. Dabei hatten die wenigsten eine Anwältin wie sie. Zu diesem Zeitpunkt, also Ende 2017, war es noch möglich, Kinder und Jugendliche unter «Schutzhaft» in Zellen auf Polizeistationen und in Abschiebegefängnissen zu verwahren. Diese Praxis wurde erst drei Jahre später, im November 2020, abgeschafft.

Als ich versuchte, die Ereignisse in diesen Tagen aufzuschreiben, rangen die deutschen Redaktionen noch mit der Frage, ob sie ein weiterer Text über Moria interessieren sollte oder nicht. Was hatte sich seit dem letzten Bericht verändert? Die Situation schien festgefahren, und die Lage der Flüchtenden und Inselbewohner:innen vor Ort war für viele auserzählt. Dabei waren der systematische Abbau des Rechts auf Asyl und die Aushöhlung rechtsstaatlicher Strukturen entlang der europäischen Grenzen in vollem Gange.

*

Als ich ein Jahr später in die kleine Wohnung mit dem alten Holztisch nach Mytilini zog, hatte sich die Situation der Menschen nicht verbessert. Im Gegenteil. Eigentlich hätte sich die Zahl der Flüchtenden, die auf den Ägäischen Inseln festsäßen, bis zum Herbst 2018 halbieren sollen, wie der griechische Migrationsminister Dimitris Vitsas von der damals regierenden Syriza-Partei noch Anfang Juli angekündigt hatte. Doch im Oktober 2018 saßen noch immer mehr als 11 000 geflüchtete Menschen auf Lesbos fest. Der größte Teil in Moria, der Rest in alternativen Unterbringungsmöglichkeiten wie angemieteten Wohnungen in Mytilini, dem Familienlager von Kara Tepe oder dem Solidaritätslager

Pikpa, das schon seit 2012 besonders gefährdeten Menschen einen Zufluchtsort bot.

Auf den Busfahrten hinauf zum Lager beschlich mich regelmäßig das Gefühl, der Landschaft entweiche die Farbe. Kurz vor der Abbiegung zum Lager dünnten die Olivenbäume immer weiter aus, manche waren bis zum Stumpf abgeschlagen. Feuerholz war in den nassen Herbsttagen Mangelware, doch noch immer einfacher zu haben als Elektrizität, die nur im Kern des Lagers einige Stunden am Tag in wackeligen Glühbirnen flimmerte.

Vor dem Lager liefen Dutzende Menschen die Betonmauer entlang. Jeder trug etwas anderes. Feuerholz. Eine Axt. Wasserflaschen. Mülltüten. Eine Bettdecke auf dem Kopf, eine andere unter dem Arm. Manche trugen die eigene Mutter auf dem Rücken, die es allein nicht mehr zur Essensausgabe schaffte, oder telefonierten armschwingend mit ihrer Familie in der Ferne. Sie alle wichen geschickt dem Abwasserinnal aus, das am Ende der Betonmauer in einen übelriechenden Fäkaliensee mündete.

Nur sehr langsam ging ich die Seitenstraße zu den umliegenden Olivenbaumfeldern hinauf, wo sich der irreguläre Teil des Lagers befand, der ohne Registrierung zugänglich war. Im Inneren boten das griechische Migrationsministerium und das Flüchtlingshilfswerk des UNHCR längst keine Rundgänge für Journalist:innen mehr an. Wir fanden jedoch unseren Weg jenseits des Haupteingangs. Ging man am bewachten Vordereingang des Camps vorbei und die ausbetonierte Straße neben dem Gelände hinauf, kam man an einem der Hintereingänge von Moria vorbei – einem Riesenloch im Zaun. Durch diesen *Backway* wurden Radios, Essen und Klopapier hin- und hergereicht. Auch die Müllabfuhr fuhr hier an manchen Tagen ein und aus – einfach, weil es schneller ging. In den umliegenden Zelten, die schief am Abhang hingen, hatten einige Familien schwarze Drahtwolle in die Löcher im Nylon gestopft. Andere hatten ihre Zelte mit Felsbrocken so tief in der Erde befestigt, dass sie nur mehr hüfthoch über den Boden ragten.

Bei der Wasserstelle, etwa auf halber Höhe des Hügels, wuchs mein Unbehagen. Es war der einzige Ort, an dem sich die Bewohner:innen, die außerhalb des Kernlagers wohnten, in diesen Tagen waschen konnten. Damals teilten sich laut Hilfsorganisationen vor Ort über 80 Menschen eine Dusche, aus der nur kaltes Wasser tröpfelte. Während ich die

Müllsäcke neben dem Waschbecken zählte, um Ordnung in meinen Kopf zu bringen, zupfte ein Junge aus Afghanistan an meiner Hose. «Hast du Zahnpasta?», fragte er auf Englisch und streckte mir seine Zahnbürste hin. Ich schüttelte den Kopf. Mit großer Ernsthaftigkeit ging er zur nächsten Person, als würden wir alle zusammen beim Duschen auf einem Campingplatz anstehen. Ich begriff, dass ich praktisch im Badezimmer dieses Jungen stand, um den herum die Kulisse des gewohnten Lebens in den letzten Jahren immer wieder eingestürzt war. Mir fiel auf, dass es fast unmöglich war, nicht in die Privatsphäre von Menschen einzudringen, ganz einfach deshalb, weil ihnen an diesem Ort keine zuerkannt wurde.

Moria war zu einem überfüllten Freiluftgefängnis geworden und stand symbolisch für das Ende einer europäischen Erzählung, an der viele Flüchtende, die den gefährlichen Fluchtweg überlebt hatten, bis zuletzt festhielten. Dabei wurde Moria nach März 2016 zu einem Ort des Ausgeliefertseins, an dem es nichts Haltbares gab und den es hinsichtlich humanitärer Standards nicht hätte geben dürfen und über den man genau deswegen sprechen musste.

Wem jedoch gehört die Zeugenschaft? «Ist es der Geflüchtete selbst oder sind es diejenigen, die kommen und gehen (können)?» («Is it the refugee herself or those who (are able to) come and go?»), fragt der Schriftsteller Yousif M. Qasmiyeh in *Writing the Camp*. Dieses Buch ist aus der Perspektive einer außenstehenden Beobachterin geschrieben, die aus freien Stücken kommen und gehen konnte. Den Menschen, die aus Moria und entlang der europäischen Grenzen über ihr Leben erzählten, ist es gewidmet.